

Die Lok und die Freien

Die Lokremise St. Gallen ist anderthalb Jahre nach ihrer Einweihung in Fahrt. Aber nicht alle fahren mit. In der freien Tanz- und Theaterszene ist das neue Kulturzentrum umstritten: Die freien Termine sind rar, die Kosten hoch. Eine Umfrage. Und ein Vorschlag.

VON PETER SURBER

Nelly Bütikofer, Tänzerin und Leiterin des Fassung Theaters in Rapperswil, bringt es auf den Punkt: «Für Kompanien wie unsere ist die Lokremise ganz einfach zu teuer.» Sie hat deshalb ihr neuestes Stück «Liebe Grüsse. Odysseus» Ende April in der Grabenhalle aufgeführt. Zwei Abende, je um die dreissig Zuschauerinnen und Zuschauer, «nicht berauschend», sagt sie, aber immerhin. Technik, Tanzteppich, Service, alles klappte perfekt und kostete die Truppe um die 400 Franken. «Ich war zufrieden. Aber es ist halt nicht der In-Ort in St. Gallen. Der In-Ort ist die Lokremise.» Und dieser hat seinen Preis – davon später.

Das alte Lied: Es fehlt an Räumen für die Freien, für Tanz, Theater, auch für Konzerte. Die Hoffnung war gross, dass die Lokremise diesen Mangel beheben oder jedenfalls lindern würde. «Wir sind offen für Gastspiele», hiess es vonseiten des Theaters 2008 vor der Abstimmung über den 23-Millionen-Kredit zum Umbau der Lokremise. Zwar habe das eigene Programm Priorität, aber daneben müsse Platz für die Freien, namentlich im Tanz, bleiben. In der jüngsten, eben frisch gedruckten Broschüre der Lokremise steht ebenfalls zuvorderst: «... neben

dem dichten eigenen Programm hat es in unserem Kulturzentrum auch Platz für kulturelle und gesellschaftliche Gastveranstaltungen.»

Der lange Kampf um den Raum

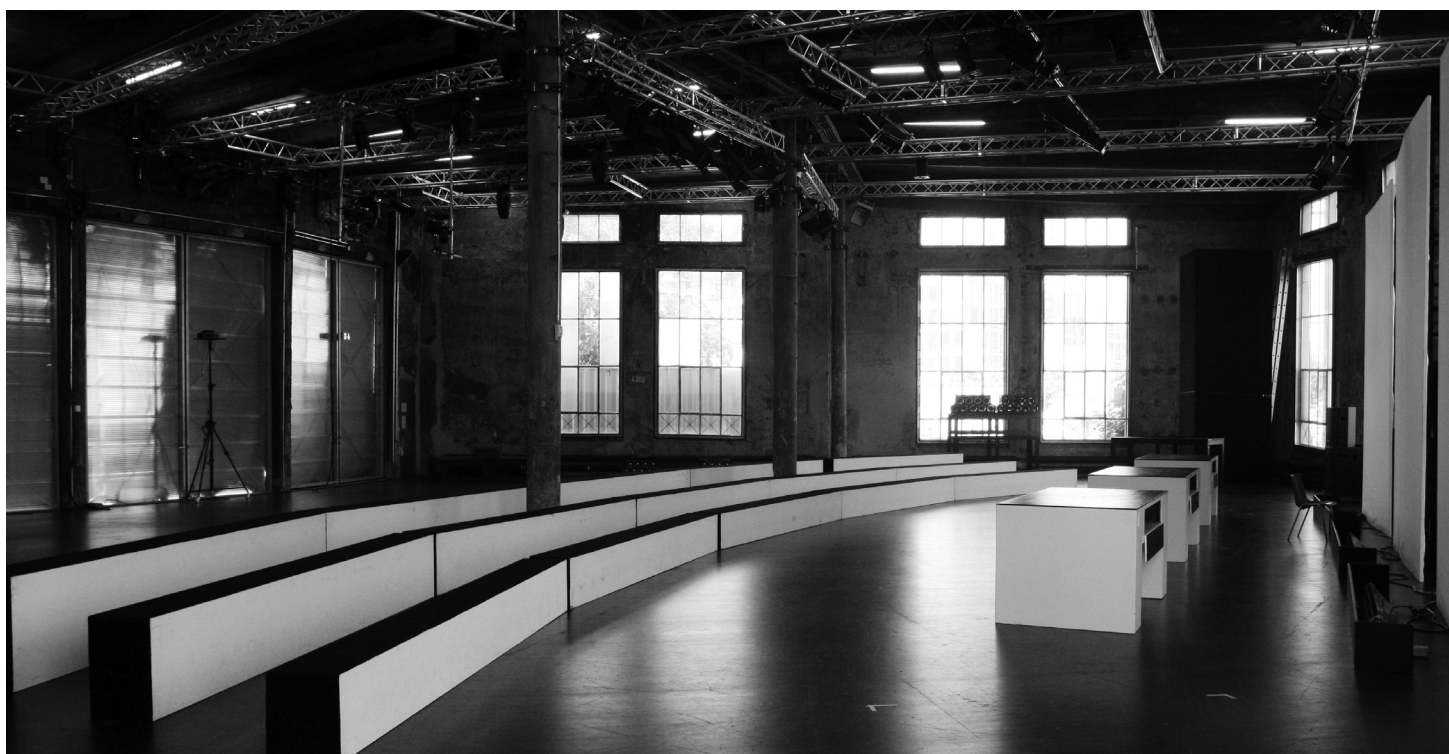
Die Suche nach Raum ist der kulturpolitische Klassiker in der Gallusstadt. Mit der Raumforderung hatte es in den achtziger Jahren angefangen, als die Kunsthalle ihre Provisorien bespielte, die IG Kohle um die Grabenhalle und um höhere Fördergelder für die damals noch «alternativ» genannte Kultur kämpfte. Und als nach und nach auch Räume gefunden, erobert oder zugestanden wurden: die Grabenhalle, die Reithalle mit ihren Ateliers, die Lagerhäuser.

Um Aufführungs- und Proberäume für Tanz und freies Theater blieb es aber schlecht bestellt. Die Grabenhalle allein konnte nicht alles stemmen – entsprechend heiss wurde 2002 die Idee des Mummenschanz-Theaters diskutiert, das nach der Expo.02 in Biel billig zu haben war. Das Theater St. Gallen interessierte sich dafür – aber auch die Freien. Ein T-Haus, ein Haus für Ton, Tanz, Theater und Text sollte es werden, mit einem allerdings alles andere als komfortablen «Zeitfenster» von sechs Wochen

jährlich für die Freien – entsprechend gespalten war die Szene. Davon zeugt der Brief einer fiktiven Rosa Lang, die sich als angeblich «englische Künstlerin» in die Debatte einmischte und glattweg «Für eine Abschaffung der Kultur in St. Gallen» plädierte – mit dem Argument, die sechs Wochen seien bloss ein Alibiangebot und die Freischaffenden selber engagierten sich nicht wirklich für die Sache, sondern hätten sich im unbefriedigenden Ist-Zustand «irgendwie eingerichtet». «In dieser Gegend scheinen Zugeständnisse an die freie Szene meist im Sinne von Wohlwollen – anstatt Wertschätzung – deklariert zu werden», heisst es im offenen Brief. Am Ende scheiterte das Mummenschanz-Projekt am Nein zum Standort Volksbadwiese, dafür tauchte die Lokremise am (noch fernen) Horizont auf.

Schön und teuer

«Ein wahnsinnig schöner und herausfordernder Raum». So umschreibt Dodó Deér die umgebaute Lokremise. Hier im Theatersaal 1 hat er letzten Sommer die Open-Opera-Produktion «Rüdisüli in der Oper» inszeniert, in einem käfigartigen Spielrund, vor ausverkauften Reihen. Die Betreuung vonseiten der Lokre-



Begehrt: Der grosse Theatersaal, hier eingerichtet für «Homo Faber» des Theaters St. Gallen. Bilder: Ahmad Motallayi

mise hat Deér als vorbildlich erlebt, St.Gallen könne stolz auf die neue Spielstätte sein – allerdings: Für sechs Wochen Probe- und Einrichtungszeit beliefen sich Miete und Technik allein auf rund 15'000 Franken. Wegen des Geldes hat etwa Claudia Rüeegsegger, Leiterin des professionellen Momoll-Theaters in Wil, den Raum denn auch schon vor der Eröffnung für sich persönlich «abgeschrieben»: Er sei «überdimensioniert und vergoldet».

Ein In-Ort also für jene Freien, die ihn sich leisten können – ein Un-Ort für alle anderen? Die Lokremise selber sieht das anders. Kati Michalk, Geschäftsführerin der Stiftung Lokremise, hat Zahlen: 2011 gab es insgesamt 117 externe (das heisst nicht vom Theater, vom Kunstmuseum oder vom Kinok organisierte) Veranstaltungen, davon 51 kulturelle. 2012 werden es mindestens so viele sein, vom Konzert Lenzi-Streule im Januar bis zur Tanzperformance «Silk» von Susanne Daepfen im Dezember. Im Mai waren allein 24 Anlässe zu bewältigen – oberste Grenze, sagen Kati Michalk und ihre Mitarbeiterin Christine Enz, die gemeinsam mit zwei Technikern in Teilzeitpensen für die Stiftung Lokremise das ganze externe Programm betreuen. Hinzu kommt die logistische Kunst, am Spiel- und Probenplan des Theaters St.Gallen als Partnerinstitution und Hauptmieter der zwei Theaterräume vorbei zu jonglieren.

Die drei Haken

Die Tücken sind dreifach. Zum einen die Termine: Ein klares «Zeitfenster» für die Freien gibt es bloss während der Sommerpause des Theaters, in der übrigen Zeit hat die Disposition des Theaters Vorrang. Die Zusammenarbeit sei gut, das Theater sei «sehr wohlwollend» gegenüber Dritten, sagt Kati Michalk. Aber es hat das erste und letzte Wort. Eine schwierige Situation für Externe, sagt Gisa Frank, Tanz-Aktivistin der ersten Stunde und künstlerische Leiterin des noch jungen Festivals Tanzplan Ost, das Ende August zum zweiten Mal in der Lokremise startet: Für sie sei die Lokremise «unberechenbar».

Zum Zweiten die Kosten: Der reduzierte Miettarif für kulturelle Anlässe beträgt 600 Franken pro Tag für den kleinen und 780 Franken für den grossen Theatersaal. Darin ist jedoch noch keine Technik inbegriffen – Podeste, Licht, Ton und Techniker müssen extra bezahlt werden, ausser man bringt sein eigenes Material mit. Das läppert sich, gerade bei aufwendigen Tanz- oder Theateraufführungen, rasch zusammen, siehe «Rüdisüli». Billiger machten es die Winterthurer Tanztruppen von Andrea Fäh und von FAA Zone, die im April 2012 beide ihr Programm in der Lokremise zeigten: Sie koordinierten die Termine, konnten Tribüne, Tanzteppich und Licht so gemeinsam nutzen und sparten Geld und Aufwand. «Die Lokremise ist ein grosses Paar Schuhe», sagt Anja Zweifel von FAA Zone im Rückblick. Hochattraktiv zum Spielen, besucht von einem aufgeschlossenen Publikum, aber finanziell ein Lupf: «Die ganze Defizitga-

rantie ging für die Technik drauf.» Trotzdem würde sie wieder hier auftreten wollen. Der Raum sei einmalig. Darin sind sich alle einig, es ist das Glück und zugleich der Fluch der Lokremise: Kein Guckkasten, kein fixes Licht, keine bestehende Bühne – wer hier auftritt, erfindet sich jedesmal neu. Und muss entsprechend viel investieren.

Drittens schliesslich: Die Lokremise ist kein Veranstalter. Anders als die Zürcher Gessnerallee, die Aarau Tschalaube oder die St.Galler Kellerbühne gilt in der Lok: Man veranstaltet sich selber, mit allem Drum und Dran. Christine Enz, selber Tänzerin, hilft dabei, bis hin zum Merkblatt, was alles zu bedenken sei. Und «wir werben mit, auf dem Programmflyer und auf der Website, wir twittern auch über Veranstaltungen», sagt Kati Michalk. Dennoch: Wer die kostbaren Räume mit Publikum füllen will, muss etwas dafür tun. Für auswärtige Ensembles ist das besonders schwer. Die renommierte Londoner Opera Group hat erfahren, was passiert, wenn man nicht genügend selber wirbt: Ihr Gastspiel am 5. April fand – trotz Zürcher Produktionsleitung – vor halbleeren Reihen statt.

Ein Büro? Ein Fonds?

Ein wunderbarer neuer Raum also, aber nicht für jedermann. Wie liesse sich das ändern? Modelle gibt es. Eines davon ist das Schauwerk Schaffhausen. Initiatin Katharina Furrer hat zwar kein eigenes Haus, aber veranstaltet Theater und Tanz in Zusammenarbeit mit Kammgarn, Haberhaus oder Fassbühne. Das Schauwerk kümmert sich um Infrastruktur, Finanzierung, Werbung, es zahlt eine Gage, Freie kommen so sorgenfrei zu einem Auftritt. Das geht allerdings nicht ohne Subventionen; das Schauwerk erhält von Kanton und Stadt Schaffhausen pro Jahr per Leistungsvereinbarung 84'000 Franken. Der Service werde ausserordentlich geschätzt, sagt Ursina Kündig vom Schauwerk – aber natürlich sei Schaffhausen klein, jede kennt jeden, das vereinfache die Planung.

Claudia Rüeegsegger, die mit dem «jugendclub momoll theater» mit Schaffhausen zusammenarbeitet, sagt: «Was das Schauwerk so wertvoll macht (und im übrigen das Vorstadttheater im Eisenwerk Frauenfeld auch bietet): Neben dem kuratierten Programm gibt es die Möglichkeit, den Raum samt Infrastruktur zu mieten, mit ausgesprochen günstigen Konditionen auch tagsüber für die Endproben. Das ist wichtig, damit neben Gastspielen auch Premieren stattfinden können. Damit Neues und nicht nur das bereits Bewährte gespielt wird. Auch dafür bräuchte St.Gallen einen Veranstalter.»

Neues fördern: Das wünschte sich auch Gisa Frank – zum Beispiel, warum nicht, mit einem Lokremisen-Fonds des Kantons, für weniger begüterte Truppen. Oder, radikaler, mit einem selbstverwalteten Anbau für die Freien. Denn der Haken bleibe: «Es fehlt weiterhin ein Experimentierraum für die freie Szene.» Die Lokremise hat ein strukturelles Problem. Das bestätigt



Verwehrt: Nicht alle schaffen es in die Lokremise.

auch Jonas Knecht. Der St.Galler, als Regisseur in Berlin tätig und in der freien wie in der Stadttheater-Szene erfahren, kommt demnächst, im September, mit seinem Theater Konstellationen für ein Gallus-Stück in seine Heimatstadt zurück. Und macht die gleiche Erfahrung wie kleinere Ensembles. «Es fehlt ein Veranstalter», sagt er. Raummiete für mehrere Tage, dazu Licht, Ton, Ticketing, Werbung: «Bei einer professionellen Produktion von unserer Grösse ist das praktisch nicht zu bewältigen. Es ist fast unmöglich und auch nicht üblich, das ganze Veranstalterisiko selber zu tragen.» Sein Fazit: So prächtig die Lokremise als Raum ist, so hoch sind die Hürden, dort auftreten zu können, selbst bei allem guten Willen von allen Seiten. «St.Gallen bräuchte ein Haus wie die Gessnerallee, wie die Sophiensäle in Berlin oder auch wie das Theater Chur mit seinem Gastspielprogramm: ein Haus, wo die Freien zuhause sind.»

Die vierte Sparte

Weil dieses Haus aber (noch) nicht steht, macht Jonas Knecht einen anderen bestechenden Vorschlag: Die Freien docken beim Theater St.Gallen an. Dieses eröffnet eine vierte Sparte, neben Oper, Schauspiel und Tanz – die Sparte für die Freien. Es stellt die Infrastruktur und die Werbung, kriegt dafür ein Extradudget – und ist damit das erste Stadttheater in der Schweiz, das im Vierspartenbetrieb funktioniert. Zukunftsmusik ... Jonas Knecht, der gern nach St.Gallen kommt und es jammerschade findet, dass das so schwierig ist, wird 2013 mit einem grossen Hamlet-Projekt beschäftigt sein, das er zusammen mit der Autorin Beatrice Fleischlin für Berlin und Zürich entwickelt. «Das würden wir gern auch wieder in St.Gallen zeigen», sagt er und lacht: «Vielleicht wird das dann die Eröffnungspremiere der vierten Sparte am Theater St.Gallen.» ◇